Zeitschrift: Alter & Zukunft : Magazin der Pro Senectute Kanton Zürich
Herausgeber: Pro Senectute Kanton Zürich
Band: 1 (1993)
Heft: 3: Wohnen im Alter

Artikel: Integration statt Isolation
Autor: Mäder, Ueli
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-818526

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 07.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Foto: Vera Isler, Bottmingen

Integration statt Isolation

Wenn vom Wohnen im Alter die Rede ist, machen oft harte Kritiken an «Heimfabriken» die Runde. Teilweise zu Recht. Allerdings: es gibt Heime und Heime. Zudem ist der Ab-ins-Heim-Trend passé. Als modern gilt das Wohnen in den eigenen vier Wänden. Ältere Menschen wollen solange wie möglich daheim bleiben, gewiss. Was als trautes Heim idealisiert wird, erweist sich aber häufig als Mini-Ghetto. Notwendiger denn je sind deshalb gemeinschaftliche Alternativen im und zum Heimwesen.

«Zuerst werfe ich den Wecker aus dem Fenster. Ich stehe auf, wenn ich ausgeschlafen bin, esse, wenn ich hungrig bin, gehe morgens schwimmen und abends ins Theater. Ich lache und streite mit Freunden. Nichts und niemand kann mir etwas anhaben.» So hatte sich die 60jährige Journalistin G. vor bald zwanzig Jahren ihr drittes Lebensalter vorgestellt. «Fast nichts von dem tue ich auch», berichtete sie vor einem Jahr. Ihr Mann, der sich jahrzehntelang sozial engagiert hatte, lag im Pflegeheim. Er konnte keine Zeitung mehr lesen, hörte schlecht, fühlte sich einsam. Um fünf Uhr wurde das Nachtessen serviert, das Haus verriegelt. Bald darauf herrschte Nachtruhe. Bei straffer Organisation lässt sich Personal einsparen. «Wir leben nicht länger, wir sterben länger», folgert Frau G. resigniert. Das ist verständlich, muss – über kaum zu vermeidende Einzelschicksale hinaus – jedoch nicht zwangsläufig so sein.

Neue Wohnformen erproben

«Von einem geregelten Tagesablauf halten die grauhaarigen Wohngenossinnen nichts», schrieb die Sonntags-Zeitung im Juli 1993 über die siebenjährige Alters-Wohngemeinschaft in einem ehemaligen Kinderheim in Zürich-Höngg. «Das wohlige Gefühl, wenn da noch jemand sitzt, mit dem du plaudern kannst», titelte das Blatt und verwies darauf, dass das Beispiel Schule machen könnte. Seit der Zürcher Stadtärztliche Dienst eine Vermittlung für Wohnpartner/innen unterhalte, werde er jedenfalls mit Anfragen von Pensionierten überhäuft. Das ist erfreulich, aber aufgepasst: «Gemeinschaftliches Wohnen ist kein Thema, mit dem man sich erst beschäftigt, wenn man ‹soweit ist›», heisst es in einem Informationsblatt des «Vereins zur Förderung von selbständigen Wohngemeinschaften für Ältere und Alleinstehende». Die Gründung einer Wohngemeinschaft erfordert Zeit. Alle Beteiligten sollten ein wenig miteinander vertraut sein. Über unterschiedliche «Mödeli» hinaus sind auch rechtliche Fragen zu klären. Wenn sich zu einer bestehenden Gemeinschaft eine neue Person gesellt, ist ein «Schnuppermonat» angebracht. Und wenn der günstige Mietpreis das Hauptmotiv für den Eintritt in eine Wohngemeinschaft ist, fehlt die Basis fürs Zusammenleben. Freiwilligkeit und soziales Interesse sind unabdingbare Voraussetzungen; ohne sie kommen die vielen Vorzüge einer Wohngemeinschaft nicht zum Tragen.

Wer in einer Wohngemeinschaft lebt, hat mehr Zeit für sich und für Geselligkeit. Zu den grössten Vorteilen gehört die Integration in einen überschaubaren Verbund. Sie ermöglicht es einem, je nach Bedarf mit andern zusammen oder alleine zu sein. Rückzugsmöglichkeiten erfordern allerdings entsprechende Räumlichkeiten. Im Pilotprojekt Zürich-Höngg haben alle Bewohnerinnen ihr eigenes Appartement mit Wasseranschluss. Auf je zwei Personen kommt ein Bad oder eine Dusche. Grosszügig angelegt sind zudem die Küche und der Wohn-/Essraum. So bleibt genügend Platz, um mehr Gegenstände zu verstauen, als unbedingt nötig und in einem Altersheim möglich wären.

Sich gegenseitig seine Eigenheiten zu belassen, bereichert das Zusammenleben. Toleranz ermöglicht Gemeinsamkeit bei weitgehender Selbständigkeit. Anpassung meint keine Angleichung der Lebensstile; persönliche Eigenart fördert und belebt die Gemeinschaft. Kleine Gruppen und Wohneinheiten haben da besondere Chancen. Eigene Bedürfnisse klar zu formulieren vereinfacht das Zusammenleben. So lassen sich verschiedene Ansprüche aufeinander abstimmen. Das ist ab und zu mit Konflikten verbunden. Aber wie sagt schon Dr. Christian P. Casparis,

Foto: Vera Isler, Bottmingen

Leiter der Zürcher Gemeinschaftszentren: «Ohne Reibung keine Wärme!» Wichtig ist es, Wohngemeinschaften nicht mit Heilserwartungen zu belasten. Wie ideal diese Wohnform ist, hängt auch von der persönlichen Bereitschaft und Fähigkeit ab, selber Hand anzulegen. Geborgen fühlt sich, wer etwas dafür tut. Mehr Möglichkeiten der Beteiligung sind im ganzen Heimwesen anzustreben. Das gilt auch für ältere Menschen, die viel Unterstützung benötigen.

Keine reibungslose Versorgung

24 Frauen und Männer wohnen im Alters- und Pflegeheim «Landruhe» in Arlesheim BL. Das Kleinheim liegt mitten im Dorf. Der Kontakt zur Bevölkerung ist ebenso wichtig wie die Nähe zu den Läden und Verkehrsbetrieben. In der «Landruhe» hängt keine Hausordnung. Die Verständigung untereinander läuft per Absprache; zum Beispiel darüber, wie die Aufgaben- und Arbeitsteilung vorgenommen wird. Dabei gilt: Selber einen Nagel einschlagen ist wichtiger als eine reibungslose Versorgung rund um die Uhr. «Wir mussten einsehen, dass Tätigkeiten ohne Nützlichkeitssinn nicht gefragt sind», erklärt Heimleiterin Therese Zaum, Mitbegründerin von Basels Grauen Panther/innen. Soweit wie möglich beteiligen sich Pensionäre beim Kochen, Tischdecken, Abräumen, Abwaschen und Bügeln. Das Einkaufen wird hie und da mit einem Spaziergang verbunden. Dabei geht es nicht darum, ältere Menschen als billige Arbeitskräfte einzuspannen, sondern sie tun und machen zu lassen, was sie wollen, können, gewohnt sind oder erlernen möchten.

In der «Landruhe» kann der passionierte Heimhandwerker auch einmal im Garten Gemüse oder Blumen setzen. Die Mitarbeit hilft, Selbstvertrauen zu bewahren. Wer nicht mehr in der Lage ist, sich selber anzuziehen, hat vielleicht noch gute Augen, geschickte Hände, eine Vorliebe fürs Vorlesen oder Zuhören. «Unser Konzept ähnelt dem einer Grossfamilie», sagt Therese Zaugg. Alle sollen über viel Freiraum verfügen und sich nach eigenem Belieben einbringen. Das Personal schlägt, wo nötig, Brücken. Zurückhaltung ist bei Konflikten geboten. Diese sollen nicht umgehend durch Angestellte «bereinigt», sondern möglichst durch die Beteiligten ausgetragen und gelöst werden. Das gehört zum Ernstnehmen der Pensionäre.

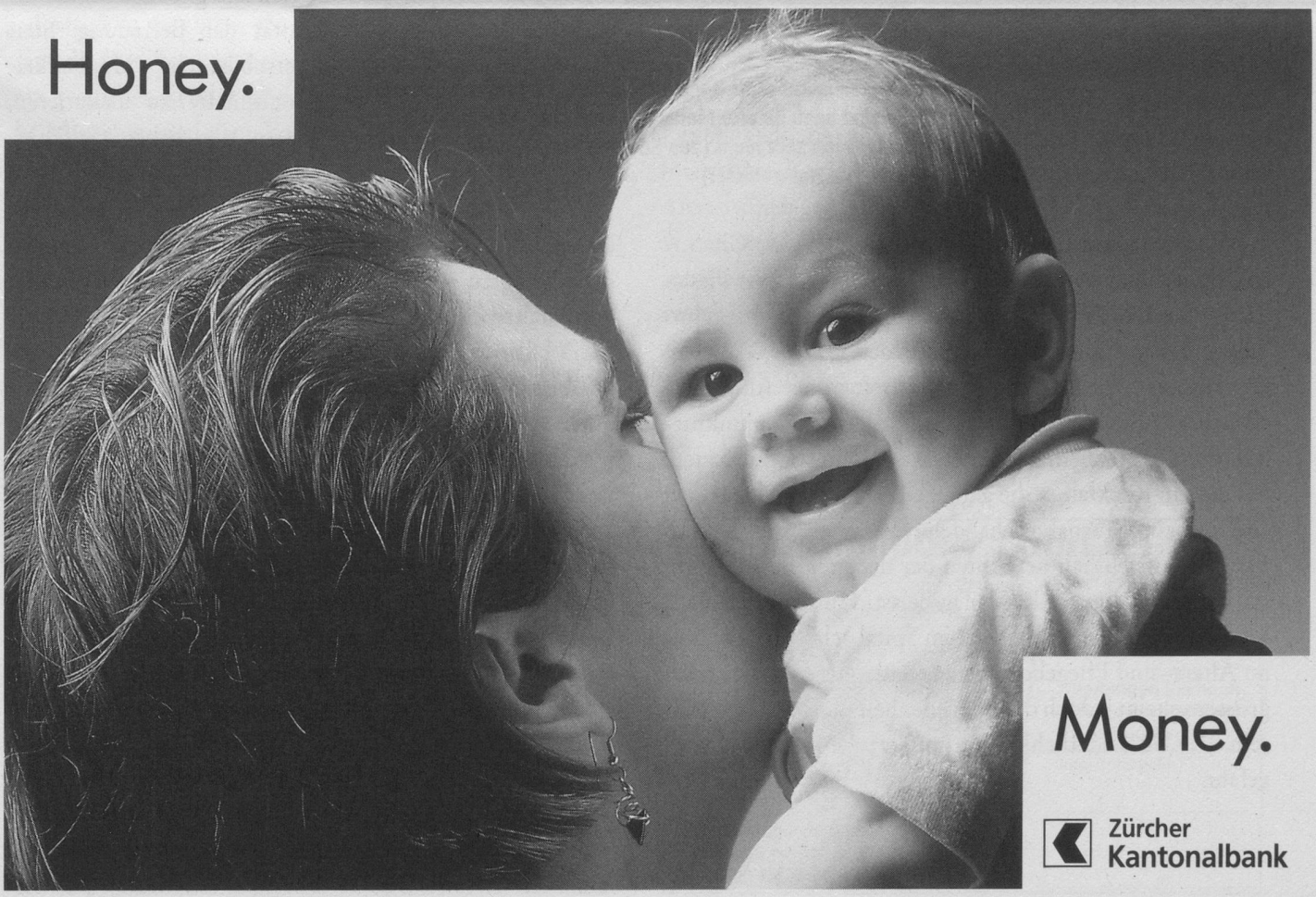
In einer Maisonette-Wohnung gegenüber der «Landruhe» wohnen zwei Pflegebedürftige und zwei bislang rüstige Pensionäre, deren Aktionsradius sich allmählich reduziert. Die Begleitung erfolgt durch das Heim und den Hausdienst der Gemeinde. Die teilautonome Wohngruppe dokumentiert die Flexibilität und Angebotsbreite des Kleinheimes. Ein Platz kostet bei Vollpension 105 Fran-

ken, bei weitgehender Pflegebedürftigkeit 140 Franken und bei Halbpflege in der begleiteten Wohngemeinschaft 70 Franken pro Tag.

«Hier bin ich daheim»

In der Schweiz versuchen immer mehr Gemeinden, ihr Wohnangebot für ältere Menschen aufzufächern. Alters- und Pflegeheime gehen beispielsweise dazu über, integrierte Wohnungen für Senior/innen zu unterhalten. So zum Beispiel in Birsfelden BL, inspiriert durch die begleiteten Wohngemeinschaften für ältere Menschen in Dornbirn (Österreich). Statt ein weiteres Altersheim zu bauen, kaufte die 40 000 Einwohner zählende Gemeinde gegen Ende der siebziger Jahre mehrere grosszügig angelegte Appartements. Heute werden diese, auf die Parterres verschiedener Neusiedlungen verteilt, von je acht Senior/innen bewohnt. Das Prinzip ist verblüffend einfach: Die Gemeinde erwirbt bei Neusiedlungen jeweils das unterste Geschoss. Von der Baufirma verlangt sie acht Schlaf- und zwei Badezimmer, zwei WCs, eine Küche, einen Aufenthalts- und einen Speiseraum. Hinzu kommt eine Wohnnische (mit Bad, WC und Spezialeingang) für die Betreuerin. Von der Gemeinde angestellt, hält sie sich täglich während mehreren Stunden in der Wohngemeinschaft auf. Sie hilft bei der Zubereitung des Frühstücks. Mittag- und Abendessen werden zugeliefert. Wer zwischendurch Hunger hat, verköstigt sich selbst. Im Kühlschrank haben alle ihr eigenes Fach. Ein reger Austausch besteht mit Familien in der Nachbarschaft, denen die Pensionäre manchmal die Kinder hüten oder für sie einkaufen.

Wer rüstig genug ist, macht seine Wäsche selbst. Andere helfen beim Putzen und Giessen der Pflanzen. Die Zimmer sind alle individuell eingerichtet. Eine pensionierte Schneiderin näht ihren Mitbewohnerinnen schöne Kleider. Ein pensionierter Kaufmann arbeitet gerne im Garten. Ein anderer malt. Gäste können jederzeit empfangen werden. «Wir hätten gerne mehr Besuch», spöttelt ein Pensionär, «haben aber leider keine Zeit dafür.» Um Bettlägerige kümmern sich jene, die noch mobiler sind. Auf die Angst vor Einsamkeit folgt bei Neuankömmlingen zuweilen die Angst vor Nähe. Etliche sind soviel Betrieb nicht mehr gewohnt. Nebst Gemeinschaftsräumen sind allerdings genug Rückzugsmöglichkeiten vorhanden. «Hier bin ich daheim und freue mich über die lieben Menschen», sagte mir eine Pensionärin. Vor wenigen Jahren noch hätte sie sich «nie und nimmer vorstellen können, einmal in so einer Wohngemeinschaft zu leben».



Vielfältiges Angebot

«Das derzeitige Angebot im stationären Altersbereich als ganzes ist nun ausreichend», schreibt die baselstädtische Regierung in einem Ratschlag zuhanden der Sitzung des Grossen Rates vom 23.6.93. Zwischen 1985 bis 1993 wurden die Pflegeheime von 274 auf 1047 Plätze ausgebaut. Ein weiteres Grossheim (am Luzernerring) soll noch dazu beitragen, (teure) Fehlbelegungen in Akut- und Geriatriespitälern zu vermeiden (bzw. Betten zu verlagern). Das Kantonsparlament bewilligte den Neubau mit 144 Betten. Zwölf Betten sind für zwei teilautonome Wohngruppen mit geistig Behinderten reserviert. 60 Betten entfallen auf einen Rochadetrakt, der für die Dauer von 10 bis 15 Jahren als Ausweichmöglichkeit bei der Renovation veralteter Heime dient. Danach werden hier Alterswohnungen angeboten. Die Grösse der Wohnungen sollte möglichst unterschiedlich sein. Den Bewohner/innen werden die Dienstleistungen des Alters- und Pflegeheimes zur Verfügung stehen.

Lebensqualität statt Konsumquantität. Wohngemeinschaften sind auch für alte Menschen eine gute Alternative, lassen sich aber nicht (aus Kostengründen!) verordnen. (Cartoon: Heinz Pfister)

Im Parlament kritisierten die einen den Ghettocharakter dieses 40-Millionen-Projektes; andere verwiesen darauf, dass ein Pflegebett im Heim bloss 195 Franken pro Tag koste, ein Akutbett im Spital jedoch 1377 Franken, ein Geriatriebett 328 Franken und ein Bett in der Alterspsychiatrie 461 Franken. Zudem biete die jetzige Konjunkturlage die Gelegenheit, besonders kostengünstig zu bauen. Bei diesem Rückfall in die gängige Klotzerei dürfte es sich aber um eine Ausnahme handeln; dies auch, weil sich ab 1995 voraussichtlich der Anteil der betagten Bevölkerung stabilisiert, wie es im Ratschlag heisst. Hinzu kommt: Im Vergleich mit einem Akutbett im Spital schneidet ein Bett im Alters- und Pflegeheim zwar relativ gut ab; tendenziell grösser scheint jedoch die Zufriedenheit in Kleinheimen zu sein. Die Übersichtlichkeit vermindert die Hospitalismusgefahr.

Unabhängigkeit stärken

Kleine Wohngemeinschaften wirken der Anonymität entgegen. Die menschliche Atmosphäre einer Einrichtung hängt aber nicht zwangsläufig von der Anzahl Betten ab. Gesellschaftlich betrachtet hat gerade der Individualismus die Vereinzelung und Isolation erheblich gefördert. Das schlägt sich auch in den vielen Einpersonenhaushalten nieder. In der Schweiz leben über 300 000 Pensionierte – zwei Drittel davon Frauen – alleine. Die einen schätzen das, andere – trotz ausgebauten Spitexleistungen – nicht. Da drängen sich gemeinschaftliche Ansätze auf. Und das muss nicht unbedingt eine Wohngemeinschaft sein. Für viele sind diese zu exklusiv. Zwischenschritte sind nötig, beispielsweise in Form von Mittagstischen. Wir brauchen flexible Angebote wie Schnupperwochen und Ferienbetten. Das gilt auch für die Intensität der Betreuung. Statt unterschiedliche Möglichkeiten ultimativ zu diskutieren, fördern wir lieber vielfältige Alternativen innerhalb und ausserhalb des Heimwesens. Dabei sollen vor allem Betroffene selbst zu Worte kommen. «Die Betagten von heute wollen mitreden, mitwirken und mitgestalten», heisst es im Leitbild der Pro Senectute. Einfache Hilfen können diesen Prozess begünstigen und die Unabhängigkeit älterer Menschen stärken. Wenn jedoch unter dem heutigen Spardruck ambulante Dienste gekürzt werden, erhöhen sich wiederum die Einweisungen in traditionell stationäre Einrichtungen. Um das Loch von heute zu stopfen, würden wir so für morgen einen Abgrund aufreissen. Dies weniger wegen der gewiss erheblichen, aber tragbaren Kostenfolgen, sondern vielmehr infolge der Einbusse an Lebensqualität. Das Wohnen im Alter darf durchaus seinen Preis haben. Investitionen in Menschen bringen aber meistens mehr als Investitionen in Bauten.

Dr. Ueli Mäder, Soziologe

Dr. Ueli Mäder ist Autor des Buches «Aufbruch im Alter» (Rotpunktverlag, Zürich 1988).